

dtv

Der erste LSD-Trip, den der fünfzehnjährige Georg einwirft, wird zu einer Horrorreise. Er schwört sich, dass von nun an »sehen und denken« als wirkliche Rauschzustände sein Leben bestimmen sollen. Da jedoch begegnet ihm Camille, und noch fünfundzwanzig Jahre später erscheint sie ihm als die wirkungsvollste und gefährlichste Droge seines Lebens.

Georg und Camille durchleben eine kurze Jugendliebe, aber ihre Trennung bildet nur den Auftakt einer Liebesgeschichte, deren Reiz und Fatum in der Bild- und Sprachfantasie des späteren Regisseurs Georg liegt. Bei ihren über die Jahre verstreuten Begegnungen wächst Georgs Ungewissheit, ob es sich bei Camille um seine einzig wahre Liebe handelt oder um die von ihm übersteigerte Gestalt einer erotischen Obsession.

›Nabokovs Katze‹ ist die Geschichte einer Besessenheit, eine ironische Abhandlung über das Kopfkino männlicher Sexualität. Eine Geschichte, die wie nebenbei auch etwas über die Generation erzählt, die nach '68 kam und die »stets zu klug war, um an irgendetwas zu glauben«.

*Thomas Lehr*, 1957 in Speyer geboren, lebt in Berlin. Sein Werk wurde vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Marie Luise Kaschnitz-Preis und dem Joseph-Breitbach-Preis. Von ihm erschienen u. a. die Romane ›Zweiwasser oder Die Bibliothek der Gnade‹ (1993), ›42‹ (2005, Shortlist Deutscher Buchpreis), die Novelle ›Frühling‹ (2001) sowie der Roman ›September. Fata Morgana‹ (2010, Shortlist Deutscher Buchpreis) und der Aphorismenband ›Größenwahn passt in die kleinste Hütte‹ (2012).

Thomas Lehr

# Nabokovs Katze

Roman

dtv

Von Thomas Lehr sind bei dtv außerdem erschienen:  
September. Fata Morgana (14144)  
42 (14270)  
Zweiwasser oder Die Bibliothek der Gnade (14324)

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher**  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlags  
© Carl Hanser Verlag München 2016  
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,  
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos von  
Arcangel Images/Marta Orłowska  
Gesetzt aus der Garamond  
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14549-7

Für Dorle



Es ist müßig, herausfinden zu wollen, warum sich eine Idee unserer bemächtigt, um uns nicht mehr loszulassen. Man sollte meinen, daß sie aus der schwächsten Stelle unseres Gehirns hervorbricht, genauer gesagt, aus der gefährlichsten Stelle unseres Gehirns.

*Cioran, Der zersplitterte Fluch*

Doch es reicht nicht aus, eine Idee zu haben. Es ist auch nötig, daß diese Idee uns hat, daß sie uns erschreckt, daß sie uns umtreibt, daß sie unerträglich wird.

*Jean Cocteau, Cinémonde vom 25. September 1950*





# Vorläufiges Ende

Man möchte vor dem Anfang anfangen.

*Ludwig Wittgenstein,  
Philosophische Untersuchungen*



Die Geschichte der Erfindung Camilles könnte in der Badewanne beginnen oder in einem Bordell in Mexiko City, wo es zum Äußersten kommt. Auch eine Intensivstation der Zukunft wäre als Ausgangspunkt vorstellbar, mit Flachbildschirmen, auf denen vor den Augen der Sterbenden der Film ihres Lebens vorüberzuckt, dank des direkten Zugriffs auf ihren Gedächtnisspeicher. Georg denkt weiterhin an den mit Hollywood-Plakaten dekorierten Keller eines Einfamilienhauses, in dem er neben Camille und ihren bildsüchtigen Zwillingen sein Dasein fristet. Aber dann wieder wünscht er sich als Beginn und definitives Ende nur noch den mit Kies bestreuten Parkweg in seiner Heimatstadt S., auf dem Camille mit fünfzehn Jahren ihr Leben ließ, aus purem, unentrinnbarem Zufall.

»Camille ist heilig wie Dantes Beatrice«, ruft er während eines Telefonats mit seinem Freund Hermann. Camille sei aber auch das, was ihn wütend machen werde bis ans Grab: »Sterilität und Gewöhnlichkeit! Sie ist oberflächlich wie das Kino. Sie ist ein Bild, ein Schatten, die selbsterschaffene Statue, die der König Pygmalion in sein Bett legte, um sie zu beschlafen!«

»Heilig, flach und steril – das ist schlecht für eine Frau«, erwidert Hermann. »Aber das Ende macht mir wieder Hoffnung, da erscheint sie dreidimensional.«

»Ich muß das Ende erst noch erfinden«, sagt Georg und starrt empört auf einen gleichmäßig dahinrauschenden Gebührenzähler, der in die verschwommene Winterkulisse der Lexington Avenue eingebaut scheint, als würde nun jeder Passant, jede Änderung des Lichts, jede Regung in den Gebirgsschluchten der Stadt erfaßt und berechnet werden. »Dabei weiß ich nicht einmal den Anfang.«

»Erfinde den doch auch«, schlägt Hermann vor. »Oder fang dort an, wo du gerade bist.«

Georg notiert die Gebühren des Telefonats in einen Haushaltsblock, reißt dann eine Seite des Blocks heraus und schreibt: »Manhattan. Dezember 1994. Das Jahr des Hundes geht zur Neige.« Kurz kann er über diese drei Zeilen lachen wie über seine ganze hundserbärmliche Geschichte. Immerhin.

Nein, er wird nicht in New York beginnen, sondern mit der Erfindung eines sentimental und womöglich in Schwarzweiß zu filmenden Endes, das im Jahr 1995 spielt. Drehort: Heidelberg. Es ist Dezember wie jetzt, der gleiche Tag in genau einem Jahr. Der zukünftige Georg steht im Wintermantel neben dem Stamm einer Kastanie. Ein Spielplatz mit leeren Schaukeln und einem eingeschnittenen Klettergerüst grenzt an ein efeuüberwachsenes Haus und eine Bushaltestelle. Zwei Krähen streiten sich im kahlen Astwerk über seinem Kopf. Er ist achtunddreißig geworden. Bald wird es wieder schneien. In der Nacht werden die Flocken wie Asche herabsegeln. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite leuchtet die Reklame eines Cafés in der Dämmerung. Georg greift nach seinem Koffer, dann – erschrocken, weil er dies fast vergessen hätte – nach Michaels kleiner kalter Hand.

»Wo hast du deinen Handschuh? Den linken?«

Michael sagt nichts. Sein rotes Gesicht unter der Mütze ist fest auf das Café gerichtet. Er hat Hunger, er will überleben. Georg hebt ihn mit einem Arm hoch, und sie überqueren die Straße.

Im Café sitzt Michael regungslos auf seinem Stuhl. Eine freundliche ältere Bedienung kommt heran. Der Fünfjährige mustert sie aufmerksam. Offenbar fasziniert ihn ein Silberstreifen am Ausschnitt ihrer weißen Bluse. »Du Arschloch«, sagt er zu der Frau. »Mama hat auch so ein Hemd. Sie ist damit abgehauen.«

Nachts will Georg einen Brief schreiben. Sie haben ein Zimmer über dem Café bekommen. Bevor er zum Einschlafen zu

bewegen war, hat Michael ein großes Stück der braunen Rautentapete abgerissen. Jetzt liegt er auf der linken Seite des Doppelbettes, unter einem mächtigen Kissen begraben. Aber sein Atem ist außerordentlich kräftig und erfüllt das Zimmer mit der rhythmischen Gewißheit, daß alles unbedingt weitergehen müsse. Statt zu schreiben, sieht Georg regungslos aus dem Fenster. Dann legt er sich neben seinen Sohn. Er will Michaels lange, schön geschwungene Wimpern küssen – und erschrickt, weil er es mit der gleichen, einstmals routinierten Bewegung tun möchte wie bei seiner Mutter. Hat auch so ein Hemd, du Arschloch. Georg beugt sich zum Ohr des Jungen und atmet den schwachen Honigduft der kleinen Säugetiere ein. In den ruhigen Zügen des Kindes sind Klara und er unauf löslich und endgültig vermischt, es gibt kein Zurück. Ein Kind haben heißt sterben lernen.

Am Morgen erst erscheint Camille. Sie schickt ihm diesen einen, nur für ihn bestimmten Traum als Rache dafür, daß er sie erfunden hat. Noch einmal kommt er in der Stadt an, an einem Bahnhof, der dem flachen Heidelberger Bahnhof zunächst ähnelt, dann aber gänzlich transparent wird und verschwindet. Die Gebilde des Traumes sind fast abstrakt, es ist ein Denktraum am Rand des Erwachens und der Sorge, daß Michael aus dem Bett fallen könnte. Georg fühlt sich erschöpft und hungrig. Nirgendwo findet er einen Menschen, um nach einem Hotel oder einem Restaurant zu fragen. Als er schon aufgeben will, befindet er sich plötzlich im Inneren eines Cafés, nicht in dem, über dem sein realer Körper schläft, sondern in jenem großen, ihm nur zu bekannten Haremscafé der Erinnerung. In der Mitte des Cafés steht ein runder Tisch. Georg setzt sich. Um ihn herum sitzen all die Frauen, die er einmal umarmt, geliebt oder auch nur geküßt hat. Sie sprechen zu ihm in ihrer eigenen, unvergleichlichen Art. Er kann sie gut verstehen – als redeten sie nicht durcheinander, sondern als wäre er mit jeder einzelnen von ihnen auf die zärtlichste Weise allein.

»Mein lieber Georg«, sagen sie zu ihm, »weshalb haben wir uns verloren?«

Georg weiß es nicht, er ist nur froh, daß sie ihm keinen Vorwurf machen.

Und wie jedesmal fällt ihm erst nach einer gewissen, nahezu glücklichen Zeit auf, daß Camille direkt neben ihm sitzt. Sie behauptet, man befände sich in *ihrer* Stadt, da könnten die anderen vorgeben, was sie wollten. Dieses Café stünde in der Stadt *ihrer* Liebe, und jede Liebe habe ihre eigene Stadt, die man unter keinen Umständen verlassen dürfe.

Georg will sich nicht einschüchtern lassen. »Wenn das so ist«, ruft er, »dann müssen wir eben gleichzeitig in ganz verschiedenen Städten leben!«

Camille sieht ihn kopfschüttelnd an, und Georg verläßt das Café. Eine große Müdigkeit überkommt ihn. Er sinkt in die Knie und legt sich mitten auf den Bürgersteig. Schritte nähern sich, es sind etliche Fußgänger unterwegs, aber das stört ihn nicht; er hofft nur, daß ihm niemand ins Gesicht trete. Seine Augen schließen sich langsam. Bevor das Trottoir ganz aus seinem Blick verschwindet, erkennt er plötzlich die kleinen blauen Schuhe von Michael und die glänzenden Pumps seiner Frau.

»Was tust du hier?« sagt seine Frau wütend. »Du liegst da wie ein Hund!«

»Ich bin ein Hund«, flüstert Georg. »Ich habe mich an Camilles Bein gerieben. Deshalb wurde ich so berühmt. Und übrigens: Das hier ist *ihre* Stadt.«

»Dann ist dir nicht mehr zu helfen!« ruft seine Frau und geht davon. Ihr Weggehen ist unaufhaltsam und endgültig, schrecklicher noch als damals in Bangkok. Aber Michael, wo ist Michael?

Michael dreht sich unruhig hin und her. Mit dem ganzen Körper windet er sich aus dem Schlaf, wird fröhlich wie ein entsprungener Sträfling und hält dann erschrocken inne, weil er die Zimmerdecke nicht erkennt und auch nicht die Tapete, von der er am Vorabend ein Stück abgerissen hat, um herauszufinden, ob Mäuse darunter sind. Hat er ebenfalls geträumt? Georg streichelt das kleine schweißnasse Gesicht des Jungen und denkt: Sag bloß nicht Mama!

»Winter«, murmelt Michael nahe an Georgs Ohr.

Georg steht auf und zieht die Vorhänge beiseite. »Da liegt Schnee. Siehst du?«

Der Junge nickt, geistesabwesend und bedrückt, als wolle er Georg nur eine Freude machen.

Camille entspringt der Phantasie, die zum Überleben nötig erscheint und als Dämon wiederkehrt, um den Träumer zu zerstören.

Georg hat dennoch überlebt, wiederum mit Hilfe der Phantasie. Es kommt darauf an, den nächsten Traum zu spinnen, bevor der letzte endet. In manchen Kinos läuft noch immer sein Film *Die Lust der anderen* (D/I, 1993). Nun gibt man ihm eine Drehbuchförderung für seine Darstellung der Eroberung und Zerstörung Mexikos durch Hernán Cortés; ein Kinofilm soll entstehen, für den die kammerenspielhafte Fernsehfassung unter dem Titel *Malinche*, die Georg im Juni 1995 fertigstellen konnte, nur ein bescheidener Vorläufer gewesen sein wird.

Lieber Karl Herfeld, schreibt er an seinen Produzenten, 15000 Mark sind ein sehr angenehmer Vorschuß. In längstens sechs Monaten dürfte ich fertig sein, sofern mir mein Sohn dafür Zeit läßt. Bezüglich der ethnologischen Details verfüge ich über eine hervorragende Quelle, Frau Dr. Mary Proctor, die zur Zeit an der Columbia University lehrt ...

Lieber Hermann, nach zehn Tagen habe ich eine passable Unterkunft gefunden, dank der Vermittlung meines Vaters. Was sollte ich tun, es wäre dumm gewesen, Hilfe abzulehnen. Natürlich ist es prekär, meine Mutter zur Babysitterin zu machen, aber Michael braucht jemand Vertrauten. Es kostet mich Mühe, die Trennung von Klara zu erklären. Ich werde dir auf die Nerven fallen mit meinen Briefen. Seit der Vorschuß für das Drehbuch gekommen ist, bin ich beruhigt. Herfeld weiß eben nicht, daß es schon fertig in meinem Schreibtisch liegt. Ich habe Zeit, mein Lieber, und Geld für ein ganzes Jahr! Ich strebe die Gleichförmigkeit der Tage an. Morgens bringe ich Michael zu meiner Mutter. Die Nachmittage gehören ihm und die Nächte dann wieder meinen Dämonen. Kein Fernsehen. Kein Kino. Mein Leben rückwärts leben. Wie es zu diesem

Hundejahr kam. Wie ich Klara verloren habe und all diese ver-rückten Dinge tun konnte. Alles beginnt natürlich unnatürlich mit Camille.

*»Sehr gut, konzentriere dich ganz auf Camille«, sagt mir Mary, meine New Yorker Freundin, an deren Laptop dies hier geschrieben wird. Atemberaubend, wie meine Geständnisse, zu Spannungsbögen zerhackt, über den Meeresgrund dahinschießen, gebündelt mit digitalisierten Bildfetzen, Nachrichtenpaketen, Programmsplittern, wissenschaftlichen Artikeln, Sexangeboten und den Blödeleien der Computerfreaks.*

*Lieber Hermann, ich danke dir für die Idee des erfundenen Anfangs, es hat tatsächlich funktioniert. Ich bin bei meinen Alp-träumen angekommen, und nun also kann ich mich tatsächlich auf Camille konzentrieren. Mary steht hinter mir und hat zuge-sehen, wie ich an ihrem Laptop elektronische Briefe aus einer er-fundenen Zukunft in Heidelberg schreibe. Jetzt sieht sie mir bei diesem wirklichen Brief an Dich zu, während draußen vor dem Fenster Schneeflocken in den hohen Kanal der Lexington Avenue fallen. Der Schnee ist wirklich, der Dezember 1994 ist wirklich, Klara, die Alp-träume, Mary – aber ich muß Michaels kleine, traum-nasse, vollkommen erfundene Hand loslassen, jetzt, nach-dem er mir so sehr geholfen hat. Ich habe Mary zuliebe in Heidel-berg begonnen, weil sie dort einmal einen German lover hatte, und nun muß ich zurück nach S., kinderlos, kopflos, mitten hin-ein in den grauenhaften Schlamassel der frühen Tage.*

*»Hilf mir«, sage ich zu Mary, »ich weiß nicht, wie ich es machen soll.«*

*Mary schaut mich verwundert an. »Was ist da so Besonderes in S.? Weshalb sagst du immer nur S. und nicht S.?«*

Hinter der leuchtenden Initiale der Geburt, *schreibe ich*, im Kreiskrankenhaus von S., steckt die kleine syntaktische To-deskugel, die aus dem Lauf der Gewöhnung und des Über-drusses stammt.

*»Weshalb sagst du dann nicht C. für Camille?«*

*»Menschen darf man nicht abkürzen! Sonst werden sie zu Figuren!«*

*»Aber wahrscheinlich wäre das die Lösung.«*



Camille hieß nicht Camille. *Ich tippe das ein.*

»Past tense, nice«, sagt Mary. »Es war einmal! Wie geht es weiter mit Camille, die nicht Camille hieß? Was folgt nun?«

»Die Hölle. Präteritum. Nicht verfilmbar.«

»Und weiter?«

»Nach der Hölle? Was weiß ich! Ich weiß nur, daß am Eingang der Hölle Camille steht, die auf mich gewartet hat.«

»Also: Es waren einmal Georg und Camille ...«

Nein, noch nicht. Zunächst haben wir Georg und Hermann, auf ihrem Streifzug, auf der Suche nach dem Licht, in dem Camille erst erstrahlen wird. Es ist Sommer, es ist dieser Abend im Juli 1972. Wir gehen die Straße entlang, am Nordrand von S. Unsere fünfzehnjährigen Milchgesichter. Die Streichholzsachtel in meiner Hirtentasche, in der wir die beiden LSD-Trips versteckt haben, die Scheinwerfer für Camilles ersten großen Auftritt. Ich sehe die Straße zum letzten Mal mit vorhöllischer Unbefangenheit, nur diese elende Straße, diesen auf dem Grundstock eines einstigen Kraft-durch-Freude-Familienhaus-Programmes aufsetzenden Besitztraum von Schichtarbeitern, kleinen Beamten und mittleren Angestellten am Nordrand der Stadt. Die Grundstücke von Führers Gnaden waren groß genug, um einen Vorgarten anzulegen. Ein oder zwei amerikanische Bomben fielen hinein. Dann wurden Zäune aus Schmiedeeisen, versetzt gemauerten Backsteinen oder Palisaden aus zersägten Telefonmasten um sie herum errichtet, und hinter diesen Schutzwällen nahm die Bautätigkeit ihren Lauf. An jenem Sommerabend im Juli 1972 sind jene einstigen Einfamilienhäuser schon längst auf die doppelte oder gar dreifache Größe ausgewachsen, mit eternitgedeckten Garagen und gepflasterten Einfahrten versehen. Balkone haben sich ausgestülpt, Pampagras wankt über den Goldfischeichen, und gemauerte Wendeltreppen ranken sich empor. Die Witze unserer Kindheit klingen uns noch in den Ohren, auch wenn wir mittlerweile Jimi Hendrix hören und den Schattenriß von Che Guevara an unsere Kellerwände malen. Wie viele Juden passen in einen VW? Und Adenauer, Chruschtschow und Churchill ... Mama, ich will nicht nach Amerika! (Halt's

Maul, schwimm weiter.) Dieses Spiel, bei dem es immer weniger Stühle gibt: Reise nach Jerusalem ... Wir gehen fast blicklos durch die Straße, angetan mit Batik-Shirts und Levi's-Jeans, die unsere Mütter uns in einem neu eröffneten US-Army-Shop kaufen mußten. Kurz halten wir noch vor einem Zigarettenautomaten, an dem es Packungen mit elf Stück zu einer Mark gibt, die klassischen Lungentorpedos *Reval*, *Roth-Händle* und *Eckstein*. Was sagst du? Es klingt besorgt. Ja, jetzt höre ich es wieder, am Eingang zur Hölle: »Bist du sicher, daß deine Eltern nicht da sind?«

Und ich nicke bedächtig – und Schluß, Klappe, Präteritum.

# 1

## Die Abenteuer in S.

»Es war einmal ...« – der schönste Anfang jeder Erzählung, zu nüchtern! – »In der kleinen Provinzialstadt S. lebte« – etwas besser, wenigstens ausholend zum Klimax.

*E. T. A. Hoffmann, Der Sandmann*

